

# REZENSIONEN





## UMWELT KLIMAWANDEL AUF SPITZBERGEN

**Kaum einen Ort trifft die Erderwärmung härter als Spitzbergen. Die Journalistin Line Nagell Ylvisåker porträtiert die Veränderungen des Lebens in der Arktis.**

► Ziele für 2035 und 2050, Horror-szenarien für 2100: Irgendwie scheint die Klimakrise noch immer weit weg – oder? Nicht so für Line Nagell Ylvisåker. Die norwegische Journalistin lebt seit 15 Jahren auf Spitzbergen, jenem Teil der Welt, der neben einigen anderen Inseln den Klimawandel vielleicht am stärksten spürt: 2016 lag dort die Jahresdurchschnittstemperatur 6,6 Grad über dem langjährigen Mittel, der Niederschlag übertraf den historischen Durchschnitt um mehr als 60 Prozent.

In »Meine Welt schmilzt« trägt die Autorin in lebendigen Szenen die Veränderungen rund um ihre Wahlheimat zusammen, geht deren Ursachen auf den Grund und erläutert verständlich die Klimakrise. Ihr Leitmotiv: »Ich wollte verstehen, was eigentlich vor sich geht, wie die Naturvorgänge zusammenhängen, wie das Klima funktioniert, wie sich das Wetter hier auf der Inselgruppe und im Rest der Welt ändert, falls oder wenn die Arktis schmilzt.« Es kulminiert in der Frage: »Soll ich mit meiner Familie hier bleiben?«

Man merkt schnell, dass die Autorin ihr Handwerkszeug gelernt hat: Mit der dramatischen Nacherzählung eines Lawinenunglücks aus der Perspektive überlebender Verschütteter beginnt das Buch. Mitten in ihrer Heimatstadt Longyearbyen, in einem Stadtteil, der noch nie von einer Lawine getroffen wurde, sterben Menschen in ihren Häusern. »Sie wurde quer durch den Raum geschleudert und knallte mit dem Kopf gegen etwas Hartes. Erst mit dem Hinterkopf, dann mit der Stirn«, heißt es im Einstieg. »Darauf folgt ein leises Sausen, und sie begriff, dass es der Schnee war, der den Raum füllte.«

**LONGYEARBYEN** Die Stadt ist das Verwaltungszentrum der Inselgruppe Spitzbergen im arktischen Eismeer.



So dramatisch setzt sich das Buch nicht fort, doch das Muster zieht sich durch. Reist Ylvisäker mit Polarforschenden auf einem Schiff durch die Arktis, schildert sie ihr Ringen mit der Seekrankheit. Geht es um die Klimawandelfolgen für die Eisbären, erzählt sie von einer nicht ungefährlichen Urlaubsbegegnung ihrer Familie mit den bedrohten Riesen. Persönliche und überlieferte Erfahrungen sowie solide Recherchen zeichnen eindringlich und spannend ein Bild davon, wie sich das Leben auf Spitzbergen in wenigen Jahrzehnten grundlegend verändert hat und der Wandel in vollem Gang ist.

Die Autorin unterschlägt dabei nicht die Skepsis einzelner Alteingesessener, die sich angesichts der Wetterextreme an frühere Zeiten erinnern, in denen dies oder jenes schon einmal besonders war, und die deshalb den menschlichen Anteil am Klimawandel anzweifeln. Ylvisäker stellt dem jedoch stets die Fakten und Analysen der Wissenschaft entgegen, aus denen schnell klar wird, dass die heutigen Veränderungen in der Arktis etwas Systematischeres, Dramatischeres sind als singuläre Wetterphänomene der Vergangenheit. Dennoch heißt es vereinzelt meist nur: »Gegenwärtig gibt es mehr Fragen als Antworten.« »Meine Welt schmilzt« ist reich an Gesprächen mit besorgten Forschenden aus Meteorologie, Klimawissenschaft, Ozeanologie oder Ökologie. Doch es ist das Extreme ihrer Beobachtungen, das erschüttert.

Im Verlauf des Buchs erfährt man, wie einschneidend sich das Leben auf Spitzbergen bereits gewandelt hat: die

Angst vor Lawinen und Bären, die auf Nahrungssuche immer häufiger in Siedlungen eindringen; der Stress durch den Tourismus, den das ausbleibende Eis in der arktischen See erst ermöglicht hat; die Gefährdung des Saatgutturorsors infolge des tauenden Permafrosts. Die Liste ließe sich fortsetzen. Es ist dieser Zusammenhang zwischen den für alle sichtbaren Veränderungen der Welt um sie herum, den daraus resultierenden Ängsten und Nöten und der eindeutigen Verknüpfung mit dem menschlichen Handeln, die Ylvisäkers Buch so eindringlich machen. Auf Spitzbergen ist die Klimakrise schon heute Realität. Das Werk holt die Folgen für alle, denen die Krise noch weit weg scheint, nah heran und verwandelt abstraktes Wissen in menschliche Schicksale, wie sie zunehmend auch in anderen Teilen der Welt zum Alltag werden.

## »Ich wollte verstehen, wie die Naturvorgänge zusammenhängen«

Line Nagell Ylvisäker

Der Journalistin ist es gelungen, in einer Art großem Feature spannende Fakten über Spitzbergen, die Arktis und das Klima ebenso wie die Dringlichkeit des Handelns gegen die Klimakrise zu vermitteln, ohne zu moralisieren. Das zeigt nicht zuletzt ihr persönliches Fazit auf die Frage, ob sie mit ihrer Familie die Insel wieder verlassen werde: »Vielleicht. Aber im Moment ist das hier unser Zuhause. (...) Aber das Spitzbergen, das meine Urenkel bewohnen oder besuchen werden, wird anders aussehen als heute. Vielleicht gibt es die Arktis dann nicht mehr.«

Björn Lohmann ist Wissenschaftsjournalist mit Schwerpunkten in den Lebens- und Umweltwissenschaften.

## RELIGION VIEL LÄRM UM NICHTS

**Hat Jesus die Kreuzigung überlebt? Mit dieser gewagten These stellt der Historiker Johannes Fried die Überlieferung des Apostels Paulus in Frage.**

► Liebhaber von Krimis kennen den Satz, mit dem Gerichtsmediziner die Ermittler zur Weißglut bringen: »Näheres erst nach der Obduktion.« Diese für die Wahrheitsfindung entscheidende Aussage könnte als Lesekriterium für das neue Buch des Historikers Johannes Fried gelten. Denn seine Grundthese beruht auf einer einzigen, gewagten Annahme: Jesus von Nazareth habe die Kreuzigung überlebt.

Demnach lebte er anschließend einige Jahre weiter, möglicherweise in Ägypten oder Nordarabien. Etwas später habe Paulus aus Tarsus nach einer Vision die Idee der Auferstehung Christi von den Toten propagiert. Die echten Anhänger Jesu, die wussten, dass er gar nicht gestorben und nur ein gewöhnlicher Wanderprediger war, habe Paulus durch seine Auferstehungstheologie und massive Verleumdungen bedrängt.

Damit, so der Autor, prägte Paulus die nächsten 2000 Jahre der Geschichte der christlichen Kirchen in seinem Sinn, wodurch das wahre Schicksal von Jesus in Vergessenheit geriet. Aber hatte er wirklich eine Kreuzigung überlebt? Ein medizinisches Gutachten wäre nützlich, um Frieds gewagte These zu bestätigen.

Die Frage nach der Historizität der Geschichte Jesu ist nicht neu. Seit der ersten kritischen Interpretation der biblischen Schriften (die immerhin vor gut 300 Jahren begann) hat man immer wieder darum gerungen, was an den Evangelien und anderen neutestamentlichen Überlieferungen wie den Briefen von Paulus wahr ist.

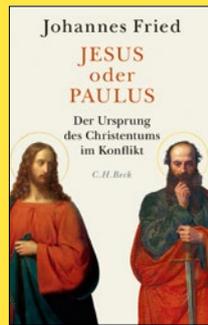
Die Forschung in dem Bereich steht nie still. Immer wieder bewerten Experten anerkannte Thesen neu oder Funde antiker Fragmente entfachen angeregte Debatten. Selbst die Zweiquellentheorie über die Entstehung der Evangelien, die lange als unbestritten

galt, kann von einem Tag auf den anderen Makulatur werden.

In diesem Umfeld bewegt sich Frieds Buch: Nicht das Evangelium nach Markus, das lange als das älteste galt, sondern das vermeintlich jüngste nach Johannes gebe die Geschehnisse um die Kreuzigung Jesu am genauesten wieder. Demnach wurde Jesus rechtzeitig vor dem Exitus von seinem Leid am Kreuz befreit.

Grund für die Annahme ist das Handeln der römischen Infanteristen: Sie stellten fest, Jesus sei schon tot – aber zur Sicherheit habe einer der Soldaten seine Lanze in seinen Körper gestoßen, wodurch Blut und Wasser aus der Wunde austraten. Fried entwickelt daraus die These, der Speerstich habe zu einer unbeabsichtigten Entlastungspunktion bei einem hämorrhagischen Pleuraerguss (einem Erguss im Brustkorb) geführt, den Jesus durch die Folterung erlitten habe. Das Ausströmen von Blut und Wasser beweise, dass er überlebt habe, so Fried.

Johannes Fried  
**JESUS ODER PAULUS**  
Der Ursprung des Christentums im Konflikt  
C.H.Beck, München 2021  
200 S., € 22,-



Selbst wenn man diese Schilderung ernst nimmt, muss Jesus nicht zwingend weitergelebt haben. Der Ausdruck »Blut und Wasser« lässt sich symbolisch deuten, wie es in religiösen Texten häufig zu erwarten ist. Zudem ist im Bibeltext von der »Seite« die Rede, aber Fried behauptet, der Lanzenstich sei in die rechte Körperseite eingetreten, habe das Rippenfell durchstoßen – ohne das Lungenfell zu beschädigen – und sei in den unteren

Teil der mit Exsudat (Wundflüssigkeit) gefüllten Pleurahöhle gelangt. Zufälligerweise habe der Legionär mit dem Präzisionswerkzeug »Lanze« das medizinisch Richtige getan. Bei einem solchen Speerstich müsste der Soldat Linkshänder gewesen sein. »Pleura« lässt sich allerdings auch mit »Brust« übersetzen, also kann der Stich überall im Brustbereich gelandet sein. Eine gerichtsmedizinische Untersuchung wäre daher wirklich hilfreich.

Die wackelige These nimmt Fried als Ausgangspunkt für einen Rundumschlag gegen das Christentum und insbesondere gegen Paulus, der die christliche Theologie mit seinem Auferstehungsmythos geprägt habe. Die Streitigkeiten unter den ersten Christen seien dafür Beweis genug.

Dabei ist lange bekannt, dass sich die Anhänger Jesu nicht immer einig waren – und zwar nicht erst nach der Kreuzigung, sondern schon zu seinen Lebzeiten. Spuren davon finden sich überall im Neuen Testament. Im Lauf



SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT

JAHRGANG 2020

— CD-ROM —

Die **Spektrum**-CD-ROM enthält den kompletten Inhalt (inklusive Bildern) des Jahrgangs 2020 von **Spektrum** der Wissenschaft als PDF-Version. Die Artikel sind im Volltext recherchierbar und lassen sich ausdrucken.

Zur besseren Nutzung Ihres Heftarchivs finden Sie auf der CD zusätzlich das Register von 1978 bis 2020 als PDF-Datei.

Die Jahrgangs-CD-ROM kostet im Einzelkauf € 25,- (zzgl. Porto) oder zur Fortsetzung € 18,50 (inkl. Porto Inland). Erscheinungstermin ca. Anfang April

Tel. 06221 9126-743  
service@spektrum.de  
**Spektrum.de/sammeln**

der Jahrhunderte setzte sich mal die eine, mal die andere Theologie durch. Unterschiedliche Interpretationen des Glaubens sind die Regel und nicht die Ausnahme. Die vergleichende Religionswissenschaft zeigt, dass im Christentum dieselben Prozesse abliefen, wie sie sich in Glaubensgemeinschaften weltweit beobachten lassen: Religionen leben von der ständigen Selbstreflexion. Selbstverständlich ist die Rückkehr zur »ipsissima vox« (ureigene Stimme) der Religionsstifter immer ein holpriger Weg.

Interessant ist zudem die Rolle, die Fried Paulus zuschreibt: Der Apostel, der Jesus nicht gekannt hat, habe allein aus einer innerpsychischen Erfahrung heraus eine Theologie geformt, die nichts mit der echten Person zu tun habe. Die Auferstehungstheologie sei ein egoistisches Produkt eines machtbessenen Visionärs. Beispielsweise finde man in Paulus' Briefen kaum Hinweise auf den historischen Jesus.

Abgesehen davon, dass Religion immer aus einer innerpsychischen Erfahrung entspringt, kann man es Paulus nicht vorwerfen, zu wenig auf geschichtliche Fakten eingegangen zu sein. Es handelt sich dabei um religiöse Texte, die eine vollkommen andere Zielrichtung haben, nämlich die theologische Reflexion. Es ist nicht verwunderlich, dass er die Ansprüche eines Historikers des 21. Jahrhunderts nicht erfüllt.

Es ist leider ebenso wenig klar, warum Jesus – wenn er denn die Kreuzigung überlebte – dem Treiben Paulus' kein Ende gesetzt hat. Schließlich hätte er die Möglichkeit und das notwendige Selbstbewusstsein besessen.

Auch das letzte Argument, das Fried gegen die Auferstehung Jesu aufbietet, überzeugt nicht. Die Inschrift im Jerusalemer Felsendom (zirka 690 n. Chr.), die Jesus als nicht gekreuzigten menschlichen Gesandten Gottes bezeugt, ist als Demütigung der oströmischen Christen zu verstehen, die Jerusalem im Jahr 637 den muslimischen Arabern kampflos übergeben mussten. Die Inschrift ist mit Sicherheit nicht der Beginn einer interreligiösen Diskussion.

Aus religionsgeschichtlicher Perspektive überzeugen die Gedankengänge Frieds nicht, da er seine Argumente aus einer einseitigen Interpretation des frühen Christentums entwickelt, die – wie das Vorwort vermuten lässt – aus einem persönlichen Konflikt mit der christlichen Religion zu entstammen scheint. Fried dankt dem Verlag für den Mut, sein Buch zu veröffentlichen. In gewisser Weise hat er damit Recht.

Christian Hellmann ist evangelischer Pfarrer und Journalist in Gelsenkirchen.

## PHYSIKGESCHICHTE ANSCHAULICHE ERD- ROTATION

**Der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner findet Trost in den Schwingungen des berühmten Versuchs.**

► Die Erde dreht sich. Das wissen wir, obwohl unsere Wahrnehmung etwas ganz anderes vermittelt. Denkt man nur kurz darüber nach, erscheint es merkwürdig, dass man nichts davon merkt – schließlich sausen wir mit Überschallgeschwindigkeit um den Erdmittelpunkt. Doch das ist nur scheinbar paradox. Erst nach mehr als 350 Metern weicht die Kreisbahn um einen Zentimeter von der Geraden ab. Wir bewegen uns also sehr schnell, aber die Bahn krümmt sich so sanft, dass wir praktisch nichts davon spüren. So kann man verstehen, warum es schwierig ist, die Erdrotation direkt zu messen, geschweige denn ein Experiment zu ersinnen, um sie zu veranschaulichen.

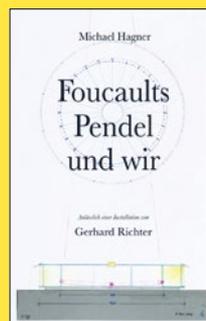
Genau das gelang dem französischen Physiker Léon Foucault mit seinem berühmten Pendel, das er 1851 im Panthéon in Paris der Öffentlichkeit präsentierte. Damals bedurfte es keines Beweises der Erdrotation, sondern es handelte sich um eine Mischung aus Präzisions- und Schauexperiment, dass anlässlich der Wiedereröffnung der zur nationalen Gedächtnisstätte umgewidmeten Kirche die kulturelle Vormachtstellung Frankreichs demonstrieren sollte. Das an einem über 60 Meter langen Draht aufgehängte Pendel drehte seine Schwingungsebene nach fünf Minuten um etwa ein Grad, wodurch sich diese Veränderung an einer Skala auf dem Boden ablesen ließ.

Den Besuchern erklärte man, nicht das Pendel drehe sich, sondern die Betrachter mit der Erde. Mit einem Mal konnte man die sonst nicht wahrnehmbare Bewegung unseres Planeten mit eigenen Augen sehen. Die Wirkung war immens, und das Pendel begann seine Karriere als Star unter den Schauexperimenten.

Der schlichte und gerade dadurch besonders suggestive Aufbau hatte von Anfang an den Charakter einer künstlerischen Installation. Sie diente nicht nur der naturwissenschaftlichen Belehrung, sondern wurde auch genutzt, um politische Botschaften zu vermitteln, zum Beispiel für antikirchliche Propaganda: Man erinnerte damit an die Verurteilung Galileis, denn die nun anschaulich gewordene Rotation der Erde beweist ihre Beweglichkeit. Dass sich unser Planet um die Sonne bewegt, ergebe sich nach dieser Erzählweise zwanglos. Genauso machten es die atheistischen Kommunisten, als sie 1931 die Isaaskathedrale in Sankt Petersburg in ein antireligiöses Museum umwandelten und an die Stelle der Taube des Heiligen Geistes ein mehr als 90 Meter langes Pendel hängten.

Einen versöhnlichen Eindruck vermittelt dagegen eine Installation, welche die Niederlande 1952 den Vereinten Nationen schenkte. Sie befindet sich noch heute in der großen Eingangshalle des UN-Hauptgebäudes in New York: Wenn die Repräsentan-

Michael Hagner  
**FOUCAULTS  
PENDEL UND WIR**  
Anlässlich einer  
Installation von  
Gerhard Richter  
Walther König,  
Köln 2021  
**396 S., € 38,-**



## Allen Tragödien zum Trotz dreht sich die Erde un-aufhaltsam weiter

ten der Mitgliedsstaaten eintreffen, steigen sie über eine besondere Treppe zum Sitzungsaal hinauf und kommen dabei an einem Foucaultschen Pendel vorbei. Wir alle drehen uns auf derselben Erde, lautet offenbar die Botschaft.

Diese spannende Geschichte des Pendels als kulturhistorisches Objekt von seinen Anfängen bis in die Gegenwart hat Wissenschaftshistoriker Michael Hagner in seinem neuen Buch »Foucaults Pendel und wir« dargestellt. Der Autor ist Professor an der ETH Zürich und untersucht das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft. Sein Werk ist mit dem Untertitel

»Anlässlich einer Installation von Gerhard Richter« versehen. Im Juni 2018 hat der genannte Künstler in der Dominikanerkirche im Zentrum von Münster ein Foucault-Pendel – kombiniert mit großen grauen Glastafeln – installiert und der Stadt geschenkt. Man könnte sagen, die Transformation vom Schauexperiment zum Kunstwerk habe hier seinen einstweiligen Abschluss gefunden. Hagners gut lesbares Buch zeigt in eindrucksvoller Weise, wie Wissenschaft, Politik und Kunst miteinander verwoben sind.

Einen weniger guten Eindruck hinterlässt die antikirchliche Haltung des Autors, denn sie verleitet ihn an mancher Stelle zu Ungenauigkeiten und Verkürzungen. Es ist traurige Tatsache, dass Kopernikus' »De revolutionibus orbium coelestium« erst 1835 aus dem »Index librorum prohibitorum« genommen wurde, also von der Liste der Bücher gestrichen, die ein braver Katholik nicht lesen darf. Doch Hagner erweckt den Eindruck, es sei

noch im 19. Jahrhundert nötig gewesen, die Kirchenoberen davon zu überzeugen, dass die Erde sich um die Sonne bewegt. So wundert er sich, dass Bischöfe bereitwillig die bestens geeigneten Kathedralen für Pendelvorfürungen zur Verfügung stellten.

Gelegentlich scheint der Verfasser die tägliche Rotation der Erde und ihre jährliche Bewegung durcheinanderzuwerfen oder zumindest als austauschbar zu betrachten. Dabei beweist das Foucaultsche Pendel streng genommen keineswegs irgendetwas hinsichtlich der Jahresbewegung. Nur weil die Erde rotiert, muss sie noch lange nicht um die Sonne kreisen. Den ersten wirklichen Beweis dafür erbrachte Friedrich Wilhelm Bessel 1838: Schon Kopernikus hatte erkannt, dass die Fixsterne ihre scheinbare Position im Lauf des Jahres ändern müssten. Weil die Sterne aber so weit entfernt sind, ließ sich der winzige Effekt erst mit der Technik des 19. Jahrhunderts nachweisen.

**Spektrum PLUS+**

## Ihre Vorteile als Abonnent

Exklusive Extras und Zusatzangebote für alle Abonnenten von Magazinen des Verlags **Spektrum** der Wissenschaft

- ▶ Verlosungen von Büchern und **Spektrum KOMPACTs**
- ▶ Eigene Veranstaltungen und ausgewählte Veranstaltungen von Partnern zum Vorteilspreis
  - 27. 4. 2021: Digitaler Redaktionsbesuch **Spektrum.de**
  - 19. 5. 2021: Websession »Wie **Spektrum**-Redakteure arbeiten: Von der Idee bis zum Artikel«
  - 12. 6. 2021: **Spektrum-LIVE**-Veranstaltung – Flug im Space- oder Flugsimulator & Vortrag »Risk Management im Cockpit«, Zürich
  - 26. 6. 2021: **Spektrum-LIVE**-Veranstaltung – Digitaler Workshop »Landschafts-Astrofotografie«
- ▶ Rabatt für den Onlinekurs: **Spektrum** Schreibwerkstatt
- ▶ Preisnachlass auf die Leserreise nach Island im August
- ▶ Kostenlose und ermäßigte digitale Produkte und weitere Vorteile:
  - kostenfreier Download des Monats im März: **Spektrum KOMPACT** »Gedächtnis«
  - reduzierte Digitalpakete »Alzheimer«, »Infektionskrankheiten« und »Nachhaltigkeit«
  - Englischkurs von Gymglish zwei Monate lang kostenlos und unverbindlich testen

Weitere Informationen und Anmeldung:

**Spektrum.de/plus**

# REZENSIONEN

Das letzte Kapitel ist im Inhaltsverzeichnis kursiv hervorgehoben. Es handelt sich um einen Essay über Gerhard Richters künstlerische Arbeit. Zunächst nähert sich Hagner wie ein Historiker dem Werk und betrachtet dessen Entstehungsgeschichte. Doch dann beginnt er zu assoziieren, bis er schließlich zum Ergebnis kommt, all die menschlichen und von Menschen gemachten Tragödien würden am Ende den Planeten in seinem Lauf nicht aufhalten. Die Erde tue das, »was sie immer schon getan hat, nachdem der Kosmos sich einigermaßen eingewackelt hatte: Sie dreht sich um die Sonne und um die eigene Achse.« Offenbar hat das Foucaultsche Pendel Hagner sehr berührt.

Michael Hedenus hat Physik und Philosophie studiert und 2007 in Wissenschaftsgeschichte promoviert. Er ist nun angestellter Software-Architekt.

## LINGUISTIK VERFÄLLT UNSERE SPRACHE?

**Der Kommunikationsforscher Gunter Reus erörtert, inwiefern die Medien unsere Sprache prägen und widerspiegeln.**

► Das Lamento, mit der Sprache gehe es immer weiter bergab und künftige Generationen würden vermutlich überhaupt nur noch brabbeln, dürfte schon Jahrtausende alt sein. Heutzutage kann man es vorwiegend in der Ausführung »daran sind die Medien schuld!« vernehmen.

Der ehemalige Journalist Gunter Reus, der inzwischen Professor am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung in Hannover ist, erklärt, ein negativer Einfluss auf die Schriftsprache sei nicht zu erkennen. Kritik an der Sprache der Medien pflege aus einer dezidiert antidemokratischen Ecke zu kommen, schließlich habe es Sprachwandel immer schon gegeben und werde von den Medien nicht verursacht, sondern höchstens aufgegriffen und verstärkt.

Bei der Frage, ob und inwieweit Medien für Sprachwandel verantwort-

lich sind, ist Reus leider nicht ganz konsequent. Einerseits stellt er fest, Medien griffen nur bestehende Tendenzen auf, andererseits führt er aus, sie hätten einen wesentlichen Beitrag zur Homogenisierung der deutschen Standardsprache geleistet und trügen dazu bei, sprachliche Innovationen durchzusetzen. Diese aber seien für »Wandel und Erhalt« essenziell, denn nur, was sich wandle, könne bestehen bleiben. An anderer Stelle rechnet er es den Medien jedoch hoch an, dem Konjunktiv der indirekten Rede ein »Refugium« zu bieten; womit er unter der Hand doch wieder einräumt, dass Sprachwandel eine Verarmung an Ausdrucksnuancen bedeuten kann.

In den folgenden Kapiteln fragt Reus, was Sprache in unterschiedlichen Medien – etwa dem Internet, der Werbung und Propaganda – ausmacht. Dabei liegen ihm besonders die Leistungen des Journalismus (wie Verständlichkeit und Demokratisierung) am Herzen. Dieses Kapitel ist das umfangreichste. Hier ist der Autor in seinem Element: Seine Charakterisierung verschiedener Textformen an überzeugend ausgewählten Beispielen schärft den Blick für gute und schlechte Artikel, was man in Zeiten von Fake News und eines Claas Relotius nicht hoch genug einschätzen kann. Speziell sein kurzes Referat über Ergebnisse der Verständlichkeitsforschung ist instruktiv und erhellend: Dass man Leser nicht nur verliert, wenn man sie über-, sondern auch unterfordert, möchte man manch einem Journalisten ins Stammbuch schreiben.

Aus der Reihe fällt das Kapitel »Sprache im Internet« – schon aus



## Man muss einem Autor nicht in allen Punkten zustimmen, um sein Buch zu genießen

dem Grund, weil man es auf Facebook, Twitter und dergleichen nicht vorrangig mit Kommunikationsprofis zu tun hat. »Wenn man Lust am Schreiben als Indikator für intakte Kommunikation begreift«, so Reus, gebe es »keinen Anlass zur Sorge«. Das greift aber doch ein bisschen zu kurz. Dass allenthalben hingebungsvoll gepocht, getwittert, gewhatsappt wird, heißt nicht, dass es mit den schriftsprachlichen Kompetenzen – die weit über Dudenkonformität hinausgehen – besonders gut steht.

Selbst wenn man nur auf sprachliche Korrektheit im Rahmen des hochdeutschen Standards achtet, kann man Reus' Optimismus nicht uneingeschränkt teilen. Eines der führenden deutschen Nachrichtenmagazine wusste erst jüngst von einem dramatischen Verfall der Rechtschreibung und Grammatik im Vergleich zu Abiturklausuren der 1980er Jahre zu berichten. Da liegt dann der Verdacht, die Mediennutzung hänge damit zusammen, nicht so ganz fern – vielleicht weniger, weil die Medien ein schlechtes Beispiel gäben, sondern weil die Lektüre komplexerer Texte angesichts unzähliger medialer Unterhaltungsangebote zunehmend in den Hintergrund gerät.

Man muss einem Autor aber nicht in allen Punkten zustimmen, um sein Buch mit Gewinn und Genuss zu lesen. Dass ein gelungener Text nicht nur gut verständlich, sondern auch ästhetisch ansprechend gestaltet sein sollte, sagt Reus nicht nur – er führt selbst vor, wie das geht. Und das ist gewiss keine geringe Leistung.

Vera Binder ist Studienrätin im Hochschuldienst am Institut für Altertumswissenschaften, Klassische Philologie, der Universität Gießen.